

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 28 (1952-1953)
Heft: 10

Artikel: Randbemerkungen
Autor: Guggenbühl, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070884>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

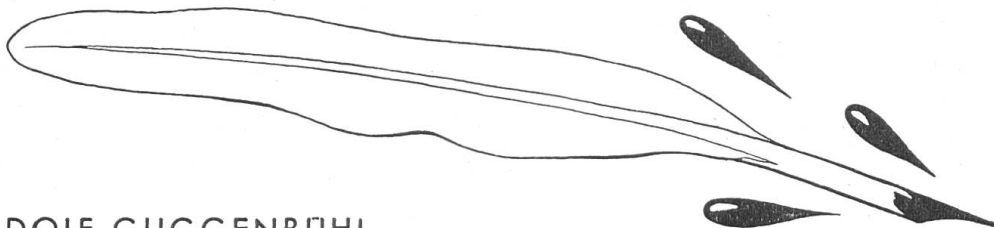
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RANDBEMERKUNGEN

VON ADOLF GUGGENBUHL



Zoll- und Kulturpolitik

Es kommt nicht darauf an, ob die Sonne in einem Reich nie untergeht, sondern was sie im Laufe des Tages zu sehen bekommt.

Es kommt nicht darauf an, wie viele Reichtümer in einem Land aufgehäuft sind, sondern worin dieser Reichtum besteht.

Die heutige Schweiz ist ein ungeheuer prosperierendes Land. Die Landschaft ist eng besiedelt mit tadellos unterhaltenen, für die Ewigkeit konstruierten Bauten. Nur sind leider die meisten so häßlich, daß spätere Generationen bestimmt froh wären, sie wären weniger solid gebaut worden.

Und diese Häuser sind bis zum Bersten angefüllt mit qualitativ einwandfreien Möbeln und Teppichen, die nur den kleinen Fehler haben, meistens so häßlich zu sein, daß die zukünftigen Erben einmal Mühe haben werden, diese teuren Gegenstände für einen Bruchteil des ursprünglichen Preises an einen Trödler zu verschleudern.

Trotz dieser betrüblichen Sachlage erleichtern wir die Ausfuhr von Kunstwerken und erschweren die Einfuhr.

Wie man weiß, wurden in den letzten hundert Jahren unzählige Eisenbahnwagen voll der schönsten schweizerischen Antiquitäten ins Ausland verkauft. Während die meisten andern Staaten die Ausfuhr wertvoller einheimischer Altertümer zu verhindern suchen, bestehen bei uns noch keine solchen Einengungen.

Dafür aber wird die Einfuhr von Kunstwerken erschwert.

Die Zollgesetze der Vereinigten Staaten haben die ausgezeichnete Bestimmung, daß Antiquitäten, die mehr als 100 Jahre alt sind,

zollfrei eingeführt werden können. Dieser klugen Maßnahme ist es zu verdanken, daß ungeheure Kunstschatze den Weg über den Ozean fanden und finden. Die Waren werden durch Fachleute geprüft. Imitationen sind zollpflichtig, das Echte ist zollfrei.

Ähnliche Bestimmungen würden sich auch für die Schweiz vorteilhaft auswirken.

Die Schweizer sind ein sehr reiselustiges Volk, und sie reisen meistens mit gefülltem Portemonnaie. Die meisten bringen kleinere oder größere Andenken nach Hause. Könnten Antiquitäten zollfrei eingeführt werden, so würde sich unser Land im Laufe der Jahre mit schönen Gegenständen füllen.

Der wahre Naturfreund

Es ist merkwürdig, wie viele Binsen-Irrtümer von Generation zu Generation unesehen übernommen werden. Ein solcher falscher Gemeinplatz ist die Ansicht von den naturverbundenen Bauern und den naturfremden Städtern.

Es ist wahr, ein Landwirt hält sich viel mehr im Freien auf als etwa ein Bankprokurist. Es ist auch wahr, daß seine Kenntnisse in dieser Beziehung bedeutend größer sind. Sein Naturgefühl wird aber dadurch getrübt, daß er in der Natur vor allem ein Objekt der Bewirtschaftung sieht. Eine Blume mag noch so schön sein, wenn sie den Ertrag stört, wird sie zum Unkraut. Für den Bauern gibt es nicht schönes oder regnerisches Wetter; je nach Stand der Kulturen ist es zu trocken oder zu naß. Die Vögel werden nicht nach ihrem Gesang oder ihrem Gefieder beurteilt, sondern danach, ob sie Insekten vertilgen (dann sind sie nützlich) oder ob sie Trauben oder Kir-

schen schnabulieren (dann sind sie schädlich).

Echte Naturliebe kann sich aber nur dort entfalten, wo man sich an den mannigfaltigen Erscheinungsformen der Schöpfung ohne jeden Hintergedanken freut. Wer die Natur vor allem beherrschen will, kann sie nicht richtig lieben.

Es wäre selbstverständlich ein Unsinn, wollte man den Bauern aus ihrer Einstellung einen Vorwurf machen, aber immerhin muß einmal mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß die Städte die eigentlichen Zentren der Naturliebe sind.

Schatten über den Banketten

«Ich eile zum Schlusse» sind die schönsten Worte, die ein Redner äußern kann — wenigstens vom Standpunkt des Zuhörers aus. Aber leider zeigt die Erfahrung, daß man sie selten für bare Münze nehmen darf. Wenn jemand sagt, daß er zum Schlusse eile, so ist tausend gegen eins zu wetten, daß er eine jener nichtssagender Versprechungen abgibt, die nur bei Unerfahrenen trügerische Hoffnungen erwecken.

Ähnlich verhält es sich mit der beliebten Wendung «Ich will mich kurz fassen». Hört man diesen Satz, so kann man sicher sein, daß der Redner uns Sand in die Augen streut, daß er die feste Absicht hat, nun recht weit auszuholen.

Auch wenn uns ein Referent mitteilt, daß die ihm zur Verfügung stehende Zeit leider nicht reiche, um auch noch das wichtige Gebiet der wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen des neuen Gesetzes zu behandeln, daß wir aber wenigstens gestatten mögen, daß er wenigstens noch ganz kurz das Wirtschaftspersonal streife, so kann man wetten, daß es bei diesem Streifen der Saaltöchter nicht sein Bewenden hat.

Fast alle unsere Fest- und Bankettreden sind viel zu lang.

Ich habe einmal einen dänischen Architekten, der ein Jahr in der Schweiz arbeitete, gefragt, was ihm bei uns am besten gefallen habe. Ich erhielt darauf die üblichen Komplimente über die schweizerische Sauberkeit, Zuverlässigkeit usw. Als ich ihn dann bat, mir ungeschminkt mitzuteilen, was ihm am mei-

sten mißfallen habe, kam die unerwartete Antwort: «Die langen Reden.»

Diese Dauerreden liegen wie ein Fluch über unserm offiziellen Leben. Sie machen jeden Empfang langweilig, vergällen einem die Freude an jedem Bankett.

Wir sind bekannt als wortkarge Nation, und viele, die nur selten den Mund auf tun, sind wenn möglich auf diese Untugend noch stolz und glauben, Schweigsamkeit sei ein Beweis von Tiefe. Aber wehe, wenn sie losgelassen! So wie bekanntlich jene Menschen, die sich für besonders tugendhaft halten, gerne über die Stränge hauen, sobald sie dazu Gelegenheit haben, scheint es, daß gerade der schweizerische Schweizer einer maßlosen, oratorischen Hemmungslosigkeit verfällt, wenn einmal der Damm gebrochen ist.

Ein Hauptgrund der nicht endenwollenden Ansprachen ist in der Unsitte begründet, diese vorher Wort für Wort aufzuschreiben. Nachher besitzen dann die Redner weder die Fähigkeit noch die Opferbereitschaft, etwas wegzulassen, das bereits schwarz auf weiß auf dem Papier steht — auch wenn drei andere vorher genau das gleiche gesagt haben.

Ich war vor einiger Zeit an der Jubiläumsfeier einer Vereinigung eingeladen, wo der Redeschwall von zwölf Gratulanten von halb drei Uhr nachmittags bis sage und schreibe sechs Uhr abends dauerte.

Nun, die langen Reden sind sicher kein Kardinalproblem des schweizerischen Kulturlebens; aber wie die Großraumwagen, der schlechte Kaffee und die Nichtbeachtung der Fußgängerstreifen machen sie ganz unnötig unser Leben ungefreut.

Der unerfreuliche Reingewinn

Es ist merkwürdig: Viele Dichter und Maler waren zu ihren Lebzeiten besonders stolz auf jene Bücher und Bilder, die nach ihrem Tode mit Recht rasch in Vergessenheit gerieten, während sie von jenen Werken, die ihnen unsterblichen Ruhm brachten, nicht besonders viel hielten. Auch die Veranstalter des Zürichfestes verhielten sich nach meiner Meinung ähnlich. Mit großer Genugtuung verkündigten sie, der Erfolg sei nicht ausgeblieben, der

Reingewinn zugunsten des Jugendhauses werde die Summe von 250 000 Franken übersteigen.

Die Schaffung dieses zürcherischen Volksfestes ist eine Tat, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Ich betrachte sie als die wertvollste kulturelle Leistung Zürichs in den letzten Jahren. Das einzigartige Fest, das hoffentlich zur Tradition wird, wies aber einen großen Mangel auf. Man begnügte sich nicht damit, der zwecklosen Daseinsfreude Raum zu schaffen, man wollte gleichzeitig eine gute Tat vollbringen und störte dadurch die Festfreude.

«Meistens werden unsere Feste dazu mißbraucht, die Vereinskasse zu füllen», schrieb ich vor zwei Jahren in einem Artikel. «Man verlangt von den Wirten deshalb hohe Gebühren, und diese müssen sich dann durch übermäßige Preise schadlos halten. Das Finanzkomitee verkündet dann mit Stolz, es sei ihm gelungen, fünftausend oder zehntausend oder hunderttausend Franken Überschuß zu machen, als ob ein Fest eine Geschäftsunternehmung wäre, bei der es darauf ankommt, einen möglichst hohen Reingewinn herauszuwirtschaften.

Die Nepperei, die an unsern Festen üblich ist, schließt nicht nur viele Mitbürger aus, sie drückt auch auf die Stimmung. Wenigstens einmal im Jahr möchte man vergessen, daß das Dasein ein Kampf aller gegen alle ist, daß im Leben nichts umsonst ist als der Tod. Je öfter man das Portemonnaie aus dem Sack nehmen muß, um so kleiner wird die Feststimmung.»

Auch beim Zürichfest wirkte der kommerzielle Nebenzweck störend. Um einen möglichst großen Reingewinn herauszupressen, mußte man den Preis einer Bratwurst auf 1 Fr. 50 ansetzen und die Fahrt auf einem gewöhnlichen Karussell kostete 40 Rappen und auf der Achterbahn gar zwei Franken.

Außerdem war der Wunsch nach möglichst großem Reingewinn dafür entscheidend, daß das Fest teilweise verlängert wurde, d. h. daß die Buden die Erlaubnis erhielten, ihre Tätigkeit über die ganze Woche auszudehnen. Man soll eine Feier aber nie ausplampen lassen.

Dazu kommt noch der Umstand, daß ja nicht allen Zürichern die Idee des Jugendhauses sympathisch ist. Auch die Gegner wurden aber in die Zwangslage versetzt, gegen ihren Willen ihren Obolus zur Finanzierung beizusteuern.

Ich möchte nun durchaus nicht behaupten,

die Mehrheit des Zürchervolkes habe an einer Verquickung von Feier und Wohltätigkeit Anstoß genommen. Die moralistische Idee, Feste seien eigentlich eine Sünde und nur gestattet, wenn gleichzeitig durch ein Opfer Ablaß erkaufte wird, ist so verbreitet, daß bei einer Abstimmung sicher der Standpunkt der Organisatoren mehr Freunde als Gegner finden würde.

Aber sogar in einer Demokratie hat die Mehrheit nicht unter allen Umständen recht.

Es taget

Es gehört in unserm Männerstaat zu den alten, schlechten Traditionen, daß die Frauen im gesellschaftlichen Leben, soweit dieses irgendwie mit dem Staat zusammenhängt, in der Regel vollständig ignoriert werden. Es ist nicht selten vorgekommen, daß bei Festessen, die zu Ehren eines neugewählten Regierungs- oder Bundesrates veranstaltet wurden, die angetraute Gattin nicht einmal eine Einladung erhielt.

Nun gab aber der Präsident des bernischen Stadtparlaments bekannt, daß der Stadtrat mit seinen Damen an der Gedenkfeier anläßlich der 600-Jahr-Feier teilnehmen, sich hierauf ins Historische Museum zur Besichtigung des Modells von Alt-Bern begeben werde, woran sich eventuell eine Festsitzung im Großratssaal bei reservierten Tribünen für die Frauen der Stadträte anschließen werde. Hernach werde der Rat mit Angehörigen in Wagen auf den Militärplatz hinübergeführt zur Besichtigung des Feuerwerks.

Die Berner sind doch nicht immer die letzten.

Grüezi mitenand

In einem französischen Theaterstück, das ich vor vielen Jahren sah, kam eine Szene vor, wo eine neugebackene Gräfin von Napoleons Gnaden zum erstenmal in eine aristokratische Gesellschaft eingeführt wird. Sie begrüßt die Anwesenden mit den Worten: «Bon soir, la compagnie!» Ein Fauxpas, der allgemein mit maliziösem Lächeln quittiert wird.

Vor einigen Wochen habe ich in Zürich eine ähnliche Szene erlebt. Etwa zehn Personen saßen und standen in dem riesigen Wohnraum eines Großindustriellen. Man genehmigte vor dem Nachtessen, wie das bei bessern Leuten üblich ist, den Aperitif. Als letztes Paar erschien ein Universitätsprofessor mit seiner ebenso jungen wie hübschen Gattin. Als das Dienstmädchen die Türe geöffnet hatte, begrüßte diese die Anwesenden laut und freundlich mit den Worten: «Grüezi mitenand!» Worauf die schon erwähnten maliziösen Blicke ausgetauscht wurden.

«Grüezi mitenand!» ist einer der schönsten Grußformen, die wir kennen, und es ist schade, daß sie immer mehr außer Kurs kommt. In dieser Ablehnung kommt der überspitzte Individualismus des 19. Jahrhunderts zum Ausdruck. Moderne Menschen, auch wenn sie bei einer Einladung oder in einem Eisenbahncoupé eine Gruppe bilden, sind ängstlich darauf bedacht, als Einzelpersonlichkeiten betrachtet zu werden. Sie lehnen es ab, eine Gemeinschaft zu bilden und fühlen sich deshalb unangenehm berührt, wenn sie kollektiv begrüßt werden.

Gesucht: Ein Lehrling

«Wir brauchen energiegeladene, charakterfeste Persönlichkeiten...»

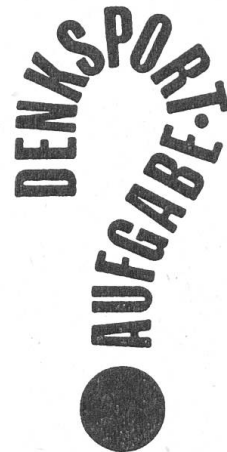
Aus einem Artikel über den Lehrlingsnachwuchs in der schweizerischen Fachschrift für Buchbindereien.

Was machen aber die andern, denen die Natur keine solchen außerordentlichen Gaben verliehen hat? Es wird ihnen nichts anderes übrigbleiben, als Berufe zu ergreifen, wo nicht derart hohe Anforderungen gestellt werden, also Pfarrer, Seminardirektor oder Verleger zu werden.

Ein frommer Wunsch

WIE wäre es, wenn die schweizerischen Hoteliers, die ja bekanntlich die besten Gaststätten der ganzen Welt führen und die sich an ihren Kongressen gegenseitig mit einem gewissen

Recht immer wieder versichern, daß das Ausland mit Bewunderung zu ihrem Kundendienst aufblickt, entschließen könnten, ihre Waschgelegenheiten mit Seife zu versehen? Sonst könnte es passieren, daß die Unesco, in deren Kulturtabellen die Schweiz ja jetzt schon im untersten Rang figuriert, weil sie das Frauenstimmrecht nicht hat, einmal eine Rangordnung aller Länder entsprechend dem Seifenverbrauch in den Gaststätten aufstellte. Und wie würden wir dann dastehen?



Familie Kellenberger brütet gemeinsam über den Schulaufgaben des 3.-Klaß-Sekundarschülers Peter Kellenberger. Die Aufgabe, die Peter sowie seiner Mutter Mühe bereitet, lautet:

Max hat zum Geburtstag einen Kuchen erhalten, den er mit Hans redlich teilen will. Er halbiert also den Kuchen, ißt die eine Hälfte und gibt die andere Hälfte Hans. Dieser jedoch findet, daß Max mehr als nur den halben Kuchen beanspruchen dürfe, da es sein Geschenk sei. Hans ißt daher von seinem Stück nur die Hälfte und gibt die andere Hälfte Max zurück. Der wiederum halbiert das verbliebene Stück, ißt die eine Hälfte und gibt die andere Hans. In dieser Weise wird die Teilung so lange fortgesetzt, bis das verbliebene Stück zu klein ist für eine weitere Zerlegung.

Welchen Anteil am Kuchen hatte Max und welchen Hans?

Da läutet die Hausglocke und Onkel Karl, der Techniker, erscheint. Er wird sofort zur Mithilfe beigezogen, und nach einiger Überlegung findet er die Lösung. «Ja, du, natürlich, du mit deiner Algebra», sagte Peters Vater. «Was, Algebra», erwiderte der Onkel, «ich habe die Lösung durch eine einfache Überlegung gefunden.»

Frage: Welches war die Überlegung und wie lautet die Lösung?

Auflösung Seite 49